

Hoffnung für die Religion?

Im Gespräch mit Eugen Drewermann. Von Reiner Jungnitsch

Sein jüngstes Buch^{*)}, das er trotz der mehr als 320 Seiten etwas untertreibend als „Bändchen“ bezeichnet, weil es ohne fulminanten Anmerkungs- und Literaturteil auskommt, trägt wieder einmal – wenn nicht gar verschärft – den Stempel der bewussten Provokation. Drewermann scheut auch hier weder den krassen Vergleich oder die karikierende Überzeichnung noch den sarkastischen Unterton. Alles aber in der gewohnt farbigen, gefühlsbetonten, erfahrungsbezogenen und verbindlichen Sprache. Selbst dort, wo er überzeichnet, darf er immer noch auf Verständnis und Zuneigung beim Leser hoffen, da in und zwischen den Zeilen stets der „Überzeugungstäter“ erkennbar bleibt, dem es mit letztem Ernst um die Sache der Religion und des Glaubens geht. Sein Kampf gegen deren Entstellungen, Verengungen und Einseitigkeiten, gegen Mißbrauch und Mißverständnis umfasst inzwischen über 60 Bücher, hat ihn zum gefragten Theologen in den Medien gemacht, ihn kirchliche Lehrbefugnis und Predigeramt gekostet und sogar die Suspension vom Priesteramt. Ereignisse, die nicht spurlos am Menschen und erst recht nicht am Autor Eugen Drewermann vorbeigegangen sind.

In diesem neuen Buch geht er (meines Wissens) erstmals in einem eigenen Kapitel auf die religiöse Erziehung und den Religionsunterricht ein. Um so interessierter nahm ich das Angebot des Verlages zu einem Interview auf, das kurzfristig über einen der Mitarbeiter Drewermanns vereinbart wurde. Er selbst führte mich und meine Frau (die mich auf der langen Fahrt begleitete und ebenfalls recht gespannt dieser Begegnung entgegensah) in die bescheiden eingerichtete Wohnung im dritten Stock eines unscheinbaren Paderborner Wohnhauses. Die kurzen flüchtigen Eindrücke auf dem Weg zu seinem Arbeitszimmer bestätigen vollauf das Klischee der Gelehrtenstube, die überquillt von Büchern, Requisiten und ungezählten anderen Dingen, deren Ordnung einem nicht gleich erkennbaren esoterischen Gesetz zu gehorchen scheint und ein Gefühl der Bewunderung für die Fähigkeit des „Durchblicks“ beim Besitzer aufkommen läßt. Eugen Drewermann wirkt an diesem Tag jedoch deutlich angeschlagen. Grippe und Kopfschmerzen plagen ihn, und die Vielzahl von Terminen, Besuchern und Gesprächen hält ihn unter Druck. Dennoch möchte er nicht unhöflich sein, läßt uns Platz nehmen auf der Couch, die vermutlich schon ein Heer von Gästen getragen hat, und wartet geduldig auf die mitgebrachten Fragezeichen.

Ich erzähle ihm kurz von meiner Arbeit als Berufsschul-Religionslehrer und überreiche ihm erklärend die letzte Ausgabe von „rabs“, wo über dieses Gespräch dann etwas stehen solle. Meinen Hinweis, dass er doch sicher wisse, wie stark seine Bücher gerade von den Religionslehrern aufgenommen werden, weist er von sich; das sei ihm nicht bekannt. Er lehnt sich, mit einem Taschentuch bewaffnet zurück und läßt mir weiter das Wort.

Ich frage ihn, wie er einem 18jährigen Schüler, der von „Reli“ überhaupt nichts hält, die Sache der Religion und des Glaubens plausibel und schmackhaft würde. - Nach längerer Überlegung winkt er verneinend ab. Das könne er so nicht sagen, dazu müsse man die Person genauer kennen, wissen, wovon er träumt, was seine Situation sei, welche Gefühle ihn bewegen, woran er leide usw.

Das sei aber genau die Herausforderung, werfe ich ein, vor der viele Religionslehrer jeden Tag stehen. Und mir wird klar, dass hier gleich ein neuralgischer Punkt für ihn getroffen ist.

Was der schulische Religionsunterricht im kirchlichen Auftrag praktiziere, sei doch weithin die fragwürdige Zulieferung weltanschaulicher Elemente für eine ebenso fragwürdige bürgerliche Ideologie. Dies stütze und legitimiere gegenüber den Kindern und Jugendlichen den Status quo einer Welt, in der Hunger, Gewalt und Krieg als unvermeidliche Normalität ausgegeben werden, statt vor allem nach deren religiösen und psychologischen Wurzeln zu fragen. Als aktuelles Beispiel verweist er auf die ersten Amtshandlungen des neuen US-Präsidenten George W. Bush, die den militanten Abtreibungsgegnern den Rücken stärkt und auch von konservativen kirchlichen Kreisen begrüßt wird.

Er zitiert einen Vergleich aus seinem Buch: in der Zeit der DDR seien dort über jeden Schüler rund 500 Schulstunden atheistischer Religionskritik ausgegossen worden – mit dem kaum verwunderlichen Ergebnis, dass in diesen „Neuen Bundesländern“ sich eine deutliche Mehrheit als „atheistisch“ bezeichnet. Zur selben Zeit seien in der alten Bundesrepublik etwa gleichviele Pflichtstunden Religionsunterricht erteilt worden – mit dem Resultat, dass nur eine erschreckende Minderheit noch an die Kerngehalte der christlichen Botschaft glaube. Die bisherige kirchliche Pädagogik habe offensichtlich versagt und die Menschen faktisch dem Glauben entfremdet. Diese fatale Konsequenz sei die Folge der amtskirchlichen „Verobjektivierung“ der Wahrheit, der allseitigen Ausgrenzung des Subjekts, der Proklamation eines autoritären Gottesbildes und der stetigen Verweigerung des Neuen.

Einziger Ausweg aus dieser Sackgasse könne nur sein, künftig die Religion als eine Funktion des Ich zu verstehen und darin die Freiheit und Subjektivität des Menschen ernst zu nehmen.

Mein Nachhaken hinsichtlich der konfessionellen Organisation des RU verschärft eher noch sein negatives Urteil: je schneller sich das überlebe und verschwinde, um so besser. Ob er demgegenüber das Brandenburger LER-Modell für schülergerechter und zukunftsfähiger hält, möchte ich wissen. Dieser Alternative könne er durchaus positive Seiten abgewinnen, meint er kurz und nimmt wieder eine Wende zu seiner eigenen Sicht. Religion könne grundsätzlich nur in der Form einer „Existenzmitteilung“ von Person zu Person vermittelt werden, aber nicht als kirchlich reglementierte Religionskunde unter staatlicher Beihilfe. Nur auf diesem Weg könne sie glaubwürdig und wirksam in das Leben integriert werden. Nur wenn Gefühle, Bilder, Träume usw. den ihnen gebührenden Platz in der religiösen Erziehung einnehmen, könne der Glaube seine verändernde Kraft und sein (im wörtlichen Sinne) heilsames Potential entfalten.

Eine Orientierung der Glaubensvermittlung an kirchlichen Dogmen, Lehrsätzen und Katechismen, die fernab bleiben von jeder konkreten Alltagserfahrung, könne nicht zum gewünschten Ziel führen und behalte den Charakter eines abfragbaren Wissensstoffes, der bei guter Reproduktionsleistung zu guten Zensuren führe, aber existentiell folgenlos bleibe.

Sowohl die konfessionelle Trennung als auch eine lebensferne Didaktik, die sich ausschließlich an kirchenamtlichen Dokumenten und einer dogmatischen Sprache ausrichte, werfe ich zur Verteidigung des BRU ein, sei in den Berufsschulen schon lange Vergangenheit. Auch die Orientierung an den Lebensfragen der Schüler und der Versuch einer Glaubensrede im Sinne der „Existenzmitteilung“ sei in dieser Schulform der einzig noch gangbare Weg, um die jungen Menschen für die religiöse Dimension einer Weltdeutung zu öffnen. Wohlwollend nimmt er meine Einlassung auf und meint, die Berufsschulen seien dann eben die rühmliche Ausnahme.

Wenn die Religion stärker eine „Funktion des Ich“ werden müsse, wie können wir dann dem Vorwurf begegnen, es münde schließlich in einer subjektiven Beliebigkeit und der Gottesglaube sei am Ende ja doch bloß eine Wunschprojektion?

Die Furcht vor dem Abgleiten ins Beliebig, so Drewermann, sei typisch für die Institution. Doch das reale Leben sei nicht beliebig, da dauernd Entscheidungen zu treffen seien, und da lasse das Menschliche aus sich heraus nicht jede Beliebigkeit zu. Was Menschen zum Heil brauchen, erweist sich im Vollzug der Lebensgestaltung.

Und die Projektion? Diesem Vorwurf sei man letztlich immer ausgesetzt, er ließe sich nie ganz vermeiden. Das sei auch nicht der zentrale Punkt. Es gehe darum, wie Jesus das Leben aus einer unbedingten Vertrauensoption heraus zu leben und dieses Gottvertrauen all den angstbesetzten destruktiven Kräften dieser Welt entgegen zu stellen. In dieser praktischen Antwort auf die Sehnsüchte des Menschen nach einer „anderen“ Welt, einem guten Leben, nach Erfüllung und Erlösung, verliere sich von selbst jede theoretische Frage nach Gott, jede metaphysische Spekulation. Ihr werde durch die konkreten Erfahrungen der Nährboden entzogen.

Wiederholt dreht sich das Gespräch um die Möglichkeit der Gottesrede überhaupt. Dazu sind für ihn zwei biblische Impulse zunehmend wichtig geworden. Zum einen die Erfahrung des Elija in 1 Könige 19, wo der Prophet am Berg Horeb zu einer Gotteserfahrung findet, die in ein „verschwebendes Schweigen“ mündet; und gerade in diesem Unausgesprochenen spreche sich Gott aus – jenseits aller unserer Bilder, Begriffe und Erwartungen. Für Eugen Drewermann spiegelt sich in solchen Texten eine universale religiöse Erfahrung, die er z. B. auch bei Laotse wiederfindet: „Das Tao, das sich aussprechen läßt, ist nicht das ewige Tao.“

Der zweite Angelpunkt ist die Zusage, die Gott dem Mose gibt (Ex 3,14): „Ich bin da, als der ich dasein werde“. Diese Beistandszusage Gottes könne in ihrer Direktheit gar nicht ernst genug genommen werden. Sie löse die Beziehung zu Gott von aller Menschenabhängigkeit und Entfremdung und ermögliche die Erfahrung eines tragenden Grundes im Leben, der durch „Wasser“ und „Wüste“ hindurchfinden läßt. Wie Gott in Erscheinung trete, ergebe sich in jeder Situation neu und sei eben nicht festzulegen.

Für diese „Wahrheit“ des Glaubens gebe es keinen rationalen Beweis. Das Hinweisen auf diesen Vertrauensgrund im eigenen Leben und die damit gemachten und möglichen Erfahrungen sei die äußerste Grenze des theoretischen Belegens. Das Entscheidende des Glaubens - und damit von Gott - „zeige sich“ im solidarischen Vollzug menschlicher Freiheit, die sich der Wahrheit und der Liebe verpflichtet wisse gegenüber allem Lebendigen.

Nur auf diesem Wege sei der Religion eine Zukunft zu ermöglichen.

Er sinniert vor sich hin: eigentlich müsse man zum Beispiel nur die ersten Sätze eines Gleichnisses von Jesus den Schülern vortragen und sie dann selber vorbringen lassen, was diese Worte in ihnen auslösen und wachrufen. Die tatsächlichen Wünsche, Sehnsüchte und Hoffnungen, alle faktischen Sorgen, Ängste und Deformationen kämen dann unweigerlich zum Vorschein. Genau in diese Ambivalenzen hinein könne einzig wirk-sam und glaub-haft von der Hoffnungsoption des christlichen Glaubens gesprochen werden.

Immer wieder schweifen zwischendurch meine Gedanken hinüber in die Schule. Fragen der Umsetzbarkeit dieser Perspektive drängen sich auf, die ich in der Kürze der Zeit weder genau auf den Punkt bringen, geschweige denn auch noch formulieren kann. Manches bohrt und nagt in mir, da es auch meine eigene Unterrichtspraxis erneut anfragt. Ein solches Gespräch gibt eben zu denken.

Die Türglocke signalisiert den Schnittpunkt. Ich verabschiede mich dankbar und trete mit ebenfalls etwas brummigem Kopf wieder in die milde Sonne dieses Wintertages. Hier ist gut atmen.

Mit meiner Frau an der Hand schlendere ich, den Besuch langsam verdauend, wieder zum Wagen. Es ist schon spät und ich muss für morgen noch Unterricht vorbereiten.

*) Eugen Drewermann, Hat der Glaube Hoffnung? Von der Zukunft der Religion am Beginn des 21. Jahrhunderts, Düsseldorf – Zürich 2000